

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 73.

Samstag, 27. März.

1915.

(8. Fortsetzung.)

Das adlige Freihaus.

Roman von Albert Peterßen.

Nachdruck verboten.

Als sie gegen Morgenrauen ohne Unfall auf dem Sandenhanberg mit ihren Warenballen angekommen waren, hatte Wilmsen höhnisch über die Worte des alten Narren gelacht. Aber jetzt, da er älter wurde, fiel ihm die Warnung oft wieder ein, wenn er sich auch selbst verspottete.

Der Wagen ratterte über die breite Holzbrücke, welche über den schilfbestandenen Wurtgraben zum Hausberg führte. Der „Sehwirt“, wie der Verwalter genannt wurde, hatte das Nahen des Wilmsenschen Gefährtes schon bemerkt und stand harrend vor der Tür. Die Schimmel hielten, der Sehwirt eilte zum Wagen und half dem alten Herrn beim Aussteigen.

„Geh in den Garten, Grethenfraude“, wandte sich Herr Wilmsen an seine Enkelin und begab sich mit dem Sehwirt ins Haus, um Geschäftliches zu besprechen und die Wirtschaftsbücher zu prüfen, während der Kutscher die Pferde ausspannte.

Das Mädchen aber eilte in den schattigen Garten.

Der Sehwirt, übrigens ein tüchtiger Landmann, verteidigte immer wieder schroff die Behauptung, daß er seine Leute für die Landwirtschaft brauche, und, wenn man den Garten pflegen wolle, möge man einen Gärtner damit beauftragen.

Auf den Wegen lag es voll weicher Blätter und dürrer Äste, Grethenfraude aber waren diese Steige, welche unter dem dichten Kronendach geheimnisvolles Dunkel füllte, viel lieber, als die sauber geharkten Wege des Freihauses, und gerade, wo das weisse Laub sich häufte, schritt sie umher und freute sich über das Rascheln und Knacken.

Hier und da öffnete sich der kaum erkennbare Eingang eines Seitenpfades, in dem die Büsche von rechts und links sich mit zahllosen wilden Schößlingen befruchteten.

Vorsichtig, gespannt und ein wenig bang näherte sich Grethenfraude dem zugewachsenen Eingang der düsteren Lindenlaube. Dornröschen, Schneewittchen kamen ihr in den Sinn, und ihr Atem ging schneller, als sie die schlanken Zweige zur Seite bog und in die Laube treten wollte.

Das Holz der Bänke war feuchtschwarz, mit Moos überwachsen, der Tisch neigte sich schräg zur Seite, am Boden wucherten breitstirnige Pilze. In einer der Linden aber, kaum in Brusthöhe, hatte ein kleiner Sommerfänger sein Nest gebaut, und das Mädchen sah entzückt, daß vier eigelbgeränderte Schnäbelchen sich öffneten.

Grethenfraude unterdrückte einen Ausruf freudigster Überraschung. Still, still, sie wollte die reizenden Tiere nicht erschrecken und trat leise auf den Weg zurück.

Auf den Rasenflächen wucherte der Löwenzahn, der schon ausgeblüht hatte und jetzt rings in kugeligem Wollkleide stand. Sie pflückte einen Stiel und blies. Und wie entseffelte Ballons stoben die Federkrönchen mit der Frucht davon.

An den knorrigen Stämmen der alten Bäume kletterte dunkelgrüner Efeu hinan. Am Boden blühten weiße Sternblumen. Grethenfraude band sich einen Strauß und sah plötzlich, daß sie ganz vom Wege abgekommen war. Driiben, hinter einem Stechpalmen-gewirr, drang hell der Sonnenstrahl in das rings herrschende Halbdunkel. Ein erfrischend kühler Hauch wehte, rauschender Schilf wiegte die dunkelbraunen Büschelköpfe.

Mühsam drang das Mädchen durch das dichte Unterholz vor und befand sich schließlich am Graben, welcher die Wurt rings umschloß. Weiße Mummeln hoben sich von der grünen Algensicht ab, dann und wann hüpfte ein Frosch plumpsend ins Wasser. Am Grabenrand standen hohe Wasserhahnenfußpflanzen mit glänzend gelben Blüten.

Grethenfraude beugte sich weit vor, um einige der leuchtenden Blumen zu pflücken.

„Vorsicht, Gräul'n, nicht fallen“, rief von der Ferne jenseits des Grabens ein Mädchen, welches beim Melken war.

Aber Grethenfraude ließ sich nicht stören. Die Stengel waren so fest, so zäh, wollten sich gar nicht knicken lassen. Und die Kleine riß und zerrte.

Plötzlich ein Schrei. Sie war auf dem schrägen, glitschigen Boden ausgerutscht. Das Wasser spritzte auf. Die Magd in der Ferne sah sich ratlos um.

Da lag eine lange Stange mit schwerem Eisenhaken, welche man bei Wassermangel brauchte, um die Eimer tief in den Sot hinabzulassen.

Sie ergriff die Stange, eilte zum Graben und stieß an der Stelle, wo die Kleine hinabgesunken sein mußte, ins Wasser. Einmal, — noch einmal — schließlich fühlte sie Widerstand — und endlich, nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, zog sie mühsam das triefende ohnmächtige Kind an dem Grabenrand empor.

„Hallo — Peter — Karsten —“

Knechte rannten herbei.

„Niese, du Schaf, was fischst du mit dem Haken, konntest du nicht so lange warten, bis der Körper wieder hochkam“, rief ein Knecht und zeigte auf die Gerettete.

Die Magd starrte ratlos auf das Kind, dessen Gesicht von dem Eisenhaken an mehreren Stellen getroffen war und stark blutete.

Jetzt kamen auch der alte Herr und der Sehwirt eiland herbei. Man trug Grethenfraude ins Haus und wusch die klaffende Wunde und legte dem leise wimmernden Kind einen Rotverband an. Kurze Zeit darauf jagte der Wagen mit schäumenden Pferden nach Garbby zurück.

Der alte Herr hielt seine Enkelin zärtlich im Arm und sprach ihr zärtlich tröstend zu.

Lorenz Waldsen Wilmsen ließ die Schimmel vor dem Kaufhaus am Ringel halten. Er kannte ja seine Schwiegerkocher, sie würde ihr Kind unter diesen Umständen nicht im Freihaus lassen.

Jetzt eilte die schlanke, blonde Frau schon die hohe Treppe, welche auf die „Vorstraße“ weit hineinsprang, hinab. Frau Gretha hatte im Zimmer bei der Handarbeit geessen und durch den Spion schon bemerkt, daß der Wagen gar zu schnell durch die Straßen fuhr.

„O Gott, Papa, was haben Sie mit meinem Kind gemacht?“ Doch der alte Herr kam gar nicht erst zum Erzählen; Frau Gretha hatte ihre Kleine aus dem Wagen gehoben und versankand mit ihr im Haus.

„Sofort zum Arzt, Peder“, rief Herr Lorenz Woldsen Wilmsen, und als der alte Kutscher, welcher seines Herrn Abneigung gegen den weinverbietenden Dr. Thodsen kannte, ihn fragend ansah, fügte Wilmsen hastig hinzu, „ja, ja, Peder, zu Dr. Thodsen — ich glaube, er ist doch tüchtiger — in diesem Fall.“

Der alte Arzt nähte die langen, quer über Stirn und Wange laufenden Wunden. Er war sehr ernst; die einzige Erbin des Hauses Wilmsen würde ihr Leben lang mit entstelltem Gesicht einhergehen.

Tilde Tiedemann ging in weitem schwarzem Kleid mit schneeweißem gestreiftem Kragen und schwarzer, weißgeränderter Kapp von Haus zu Haus.

„Ich sollte man sagen, daß es dem Herrn über Leben und Tod gefallen hat, Herrn Lorenz Woldsen Wilmsen nach kurzem, aber schwerem Leiden gnädigst zu sich zu nehmen. Die Beerdigung seiner vergänglich Hülle findet statt am Montag, 3 Uhr am Nachmittag.“

Während Tilde so sprach, stand sie mit gefalteten Händen da und blickte die gespannt und ernst Lauschenden so traurig an, als wäre sie die Hauptleidtragende. Doch kaum war der auswendig gelernte Satz herunterdekklamiert, dann fuhr sie lebhaft fort: „Ja, ja, nu is he dod“, blickte forschend in das Gesicht der Zuhörer, und wenn sie darin die Aufforderung, mehr zu erzählen, zu lesen glaubte, berichtete sie eifrig: „Ja, ja, er hat böß phantasiert, immer irres Zeug geredet die letzten Tage — von — von Schmuggeln und — und all so was. Ich versteh da nichts von, aber — und von Paulsen hat er auch geschmakt, von dem, der damals so merkwürdig unterging in der Eider.“

Und wer Tilde Tiedemann dann hat, doch „ein Laß Staffi“ mit zu trinken, dem erzählte die Leichenfrau alles, was sie von Herrn Lorenz Woldsen Wilmsens Vergangenheit wußte. Er war ja nun tot, konnte ihr nicht mehr helfen, ihren Henning zum großen, einflußreichen Mann zu machen. Etwa wie Kontraktbruch erschien es Tilde, daß der alte Herr nun vor Einlösung seines Versprechens gestorben war.

Daß Tilde in diesen Tagen, da sie als Leichenbitterin in das Städtchen ging, ein so ernstes Gesicht machte, war nicht nur Anstellerei. Nein, Tilde Tiedemann machte sich sorgenschwere Gedanken über ihres Sohnes Zukunft.

Nachdem sie am Samstag den ganzen Tag über im Freihause geholfen hatte, ging sie müde durch die herbstlichen Gassen, in denen der Wind plump mit den welken Blätterhaufen spielte. Über den dunklen sternlosen Himmel jagten geballte Regenwolken, Wandergänse flogen ängstlich schreiend von der See her. Dann und wann begegnete ihr ein Dienstmädchen, ein zum Wirtshaus gehender Bürger mit rötlich leuchtender Windlaterne.

Geben hatten sie den alten Herrn im Saale aufgebahrt. Tilde glaubte noch den Duft von Kerzen und Kränzen zu spüren, sie sah den welken, wachsblassen Kopf des Toten vor sich, und ein wenig unheimlich wurde ihr zumute, während sie durch die dunklen Gassen eilte.

Endlich war die Langenhammstraße erreicht. Da winkte schon der warme Lampenschein hinter den bunten Leinenvorhängen des niedrigen Fensters.

Tilde riß die Haustür auf und trat über den dunklen Flur in die kleine Stube.

Ihr Mann und Henning, welche um den rohgezimmerten Tisch saßen, blickten auf.

Der Arbeiter hatte den Kopf in die Hände gelegt und schien geschlafen zu haben. Henning hatte ein Rechenbuch vor sich.

Im kleinen Ofen glühte ein rotes Torffeuer, welches molligen Schein auf die weißgeschauerte, sandbestreute Diele warf.

„Ja, ihr habt es gut“, sagte Tilde bissig, „könnt euch warm in der Stube aufhalten, und ich kann mich abkühlen.“

„Na, na, ist wohl nicht schlimm geworden“, meinte der Mann, der Tildes Art ja kannte, gleichmütig, „wirst schon was Besseres zu essen gehabt haben als wir mit unserem Buchweizenbrot.“

„Ist wohl nicht recht was in diesen Tagen. Die alte Jungfer Lisbeth hat reinweg den Kopf verloren. Man sollte meist glauben, sie hätte den Alten noch heiraten wollen.“

Der Mann schüttelte lachend den Kopf, während Henning sich tief über sein Rechenbuch beugte und tat, als denke er an nichts anderes.

Tilde hatte ihr Umschlagetuch und die Kappe abgenommen und trat nun zu ihrem Sohn.

„Nu, bist auch fleißig, he? Ja, ja, Henning, vorwärts, immer vorwärts. Der alte Herr hatte noch was für uns übrig. Aber der jehige — ach Gott, ach Gott, es ist zum Verzweifeln.“

„Dummes Zeug, Tilde, wenn Henning nicht beim Wilmsen in die Lehre kann, wird er Arbeiter wie sein Vater. Wir haben doch auch unser Brot.“

„Ja, Buchweizengrübe“, höhnte die Frau, und wieder war in ihren Augen ein häßliches Flackern. Und als sie jetzt von der Seite zu Henning hinblickte, bemerkte sie, daß er träumerisch über das Gest hinweg sah.

„Was, du Faulpelz? Steht da oben, was du lernen sollst, he? Willst du lernen“, sie trat ganz dicht an ihn heran und schrie ihm ins Ohr, „verstehst du: lernen sollst du, lernen, lernen.“

„Ich — sag mir doch im Kopfe die Gesangsverse für die Konfirmationsstunde auf“, stammelte der Junge mit einem scheuen Blick auf die Bornige.

„Du lügst — gedöst hast du, du döst ja immer, du Schlafmüde.“

„Laß man“, warf jetzt der Mann ein, „es ist schon Mord zehn jetzt, wir wollen schlafen.“

„Ja, schlafen — ihr zwei — immer schlafen“, keifte Tilde Tiedemann weiter, „das sag' ich dir aber: wenn Wilmsen dich nicht als Lehrling brauchen kann, weil du nicht rechnen kannst —“

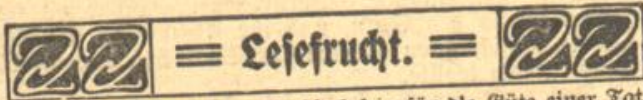
„Dann ist es auch nicht schlimm“, meinte der Arbeiter und erhob sich gähmend.

„O du“, und Tilde stand mit geballten Fäusten vor ihrem Mann, „schlagen möchte man dich.“

„Das laß lieber bleiben“, lachte er, „komm, Jung, geh' ins Bett.“

Henning ließ es sich nicht zum zweitenmal sagen. Schnell huschte er an der Mutter vorbei in die dunkle Schlafkammer.

(Fortsetzung folgt)



Erfolg darf nicht der Maßstab sein für die Güte einer Tat.
Shakespeare.

Bismarck und die Frauen.

„Grob darf man nur gegen seine Freunde sein, wo man überzeugt ist, daß sie's nicht übernehmen. Wie grob ist man a. B. gegen seine Frau im Vergleich zu anderen Damen.“ Dieses Wort des Altreichskanzlers kommt mir immer in den Sinn, wenn ich seiner Stellung gegenüber den Frauen gedenke. Heute, wo sein Gedenktag mit der Erinnerung an ihn in die ereignisreichste Zeit fällt, die unser Volk je durchkämpfte, wird uns auch doppelt interessant und inhaltsreich, was er, der unheugsame, unbeeinflussbare Ratgeber des ersten deutschen Kaisers, von den Frauen hielt und erwartete.

Unvergessen ist wohl allein sein Wort von der „Unterrodspolitik“, unvergessen auch seine Meinung über politisierende Frauen. Er hielt nicht viel von ihnen und erwartete nichts von ihrer Einmischung in die Politik, weil sie, wie er meinte, „das Weltgeschehen noch nicht bis in alle Einzelheiten zu erfassen vermöchten“. Wurde er dann gelegentlich einmal grob, so geschah es nicht, wie obiger Spruch ausdrückt, im Gefühl, zu „Freunden zu sprechen, die ihn verstanden“, sondern in der Würdigung der Tatsache, daß der Frau seiner Zeit „die Einsicht in die Notwendigkeit des Gewordenen“ noch fehle oder nur ganz vereinzelt bei ihr zu finden sei. Wie hoch er dagegen die Frau als Mensch, als Gattungswesen, als Lebensgefährtin des Mannes und Erzieherin der Kinder stellt, das geht zur Genüge aus den Briefen hervor, die er an seine Braut, Gattin, Schwester und an befreundete Männer schrieb.

Wohin ihn auch sein so wechselvolles Leben führte, wieviel Arbeit auch seiner warten mochte, von ihm erledigt werden mußte — seine Frau, Bruder und Schwester mußten stets in der Ferne daran teilnehmen, erfuhren immer wieder in kurzen Zwischenräumen, wie es ihm ging. Er, dessen Leben reichlich ausgefüllt war mit Staatsorgen oft schwerster Art, er, der vielfach vor Entschlüssen stand, die ihm schwerste Verantwortung auferlegten, fand dazwischen stets noch Zeit, der Geburtstage der einzelnen Familienmitglieder liebevoll zu gedenken, oder darüber nachzugrübeln, mit welchen Geschenken er ihnen wohl am Geburtstage und Weihnachtsest eine besondere Überraschung und Freude bereiten könne. Dabei entging ihm als guter Haus- und Familienvater auch keineswegs eine vorübergehende Unpäßlichkeit der Kinder oder der treuen Lebensgefährtin, so sehr diese ihn auch mit derartigen unvermeidlichen Vorkommnissen zu verschonen suchte. Und bei dem öfteren Wechsel seiner Botschafterposten war stets eine seiner ersten Sorgen die, ob das Klima des Landes und die vorgefundenen Räumlichkeiten des neuen Heims wohl dem Wohlergehen seiner Lieben zuträglich sein würden.

War er durch Staatsgeschäfte gezwungen, der Heimat und seiner Familie längere Zeit fern zu bleiben, so klärte er sie, wenn auch oft nur durch wenige Zeilen, über sein eigenes Wohlergehen auf und erwartete selbstredend auch ausführliche Berichte über ihr eigenes Tun und Treiben. Seine Johanna mußte stets wissen, wie und wo er seine Zeit verbrachte, und in die lakonische Kürze dieser Zuschriften mischte sich dann oft ein derart erfrischender Humor, daß es oftmals beim Lesen dieser Briefe schwer fällt, sich den „eisernen Kanzler“ als ihren Schreiber vorzustellen. Ging sie in der Sorge um das Wohlergehen ihrer Lieben zu weit, dann konnte er, wie er selbst sagt, „ordentlich grob“ werden. Versagte aber auch dieses Mittel, dann stützte er sie mit seinem felsenfesten Gottvertrauen, das ihn auch in den ernstesten und verwirrendsten Situationen nie verließ. Dieser tief in ihm wurzelnde Glaube an Gottes Schutz und Fügung zeitigte den unverwundlichen Optimismus, der ihn sein ganzes Leben hindurch befeelt und in allen seinen Briefen zum Ausdruck kam, an den immer sie auch gerichtet sein mochten. Glauben und Treue — als Grundzug seines Wesens — setzte er auch bei anderen voraus und namentlich bei den Frauen, den „Trägerinnen künftiger Geschlechter“. Er begrüßte es mit Freuden, als ein frischer Wind alte Vorurteile bezüglich der Stellung der Frau zu beseitigen begann und gab den ihn befehlenden Hoffnungen auf eine zukünftige veränderte Gestaltung des Frauendaseins wiederholt bei den verschiedenen Empfängen von Frauen-Deputationen beredten Ausdruck. Seinem Glauben an ihre kommende politische Entwicklung gab er mit den Worten Ausdruck: „Die Überzeugung einer Frau entsteht langsam; ist sie aber entstanden, dann wird sie auch festgehalten.“ Mehr noch wie in diesem Satz kennzeichnet sich jedoch seine hohe Meinung von der deutschen Frau und ihrem starken sittlichen Einfluß auf die Familie in der An-

sprache, die er an die badische Frauen-Deputation hielt, die ihm an seinem Geburtstag einen Gruß der süddeutschen Frauen überbrachte. Er sagte dabei u. a.: „... ich habe früher wohl geküßelt, wenn mich eine Deputation meiner Mitbürger begrüßte, es sei mir zumute, als hätte ich einen hohen Orden empfangen. Der Orden, den Sie mir bringen, meine Damen, ist ein Orden mit Eichenlaub und Schwertern, möchte ich sagen, zugleich aber eine Bürgschaft für unsere politische Zukunft. Hat der deutsche Reichsgedanke einmal die Anerkennung der deutschen Weiblichkeit gewonnen, dann ist er unzerstörbar und wird es bleiben.“

Elisabeth Thielemann.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Der Brunnen des Schwurs. Ein Wiesbadener Leser schreibt uns: Jüngst ging durch die Tagespresse die Meldung, daß der Oberkommandierende des türkischen Heeres Djemal Pascha in Birseba seine Truppen musterte und dabei eine Rede hielt, die damit endete, daß er schwur, sie wider die Engländer usw. zum Siege zu führen. Der Zufall will, daß vor einigen tausend Jahren schon an demselben Ort eine Truppenparade stattfand, und daß gelegentlich dieser Feier, die zu Ehren des jüdischen Patriarchen Abraham stattfand und gewissermaßen ein Verbrüderungsfest bildete, der Ort seinen noch heute gültigen Namen „Beer Schavah“, Brunnen des Schwures, erhielt. Wichtig für die damalige Zeit war jedenfalls dieser Vorgang, denn uns wird sogar der Name eines „Feldhauptmanns“ überliefert: Pichol, Oberster der Heerscharen des Königs Abimelech, der Philister Herr. Der Ort Birseba, wie ihn jetzt die Türken nennen, hat in der nachjüdischen Zeit oft eine Rolle gespielt, besonders in den erbitterten Grenzkämpfen gegen die rüberjüdischen Philister; zuletzt in den Kämpfen des Simon Makabäus gegen die syrischen und römischen Legionen. W. R.

Kriegsleben. (Original.) — Wir zogen hier ein in ein vollständig verwüstetes Herrenhaus. Es sah schauerhaft aus. Bald war es jedoch unseren Leuten gelungen, die Räume wohnlich herzurichten, und nachdem das Feuer im Ofen prasselte, wurde es anheimelnd. Nachdem der Oberinspektor des Gutes nebst Frau hier eingetroffen und auf Anweisung des Besitzers, Landrat Geh Rat Sch., uns ihre Hilfe angedeihen ließen, haben wir über nichts zu klagen. Abends sind wir nach des Tages großer Last und vieler Mühe in unserem gemütlich eingerichteten Kasino vereint, und die Einsamkeit hat uns näher gebracht. Doppelposten wachen für unsere Sicherheit, und ruhig legen wir uns in unsere Betten. Ich schlafe in einem Bettgestell, in dem Napoleon 1812 seine Glieder streckte; es ruht sich gut darin und ist für eine Person beinahe zu groß, die Betten dagegen zu klein. Morgens geht es früh raus nach den Stellungen. Bei diesen herrlichen Märztagen eine Bouree durch den Wald zu reiten, wenn es auch etwas kalt ist (heute 15 Grad R.). Ein entzückendes Bild. Das Bild ist zutraulich und läßt sich durch uns nicht stören. Überall lugen die Schneeglöckchen hervor, die unsere Zimmer allgemein schmücken. Allerdings ist der Dienst schwer, und ich habe im Bureau auch noch so viel zu tun, daß ich keine Minute frei habe und erst am Abend etwas mit Leben kann. Heute jedoch wird es viel zu tun geben, und vor 10 Uhr abends werde ich nicht fertig sein. Der erste Eindruck, den man von dieser Gegend hatte, war fürchterlich. Dieses gesegnete Stück Ostpreußen hat schrecklich gelitten. Alles öde, leer, verlassen; viele Gehöfte ein Raub der Flammen. Wenn die Vertreibung nicht so plötzlich gewesen wäre, wäre noch viel mehr runtergeengt. Und in den Räumen ein Dreck, ein Mist, als ob Vieh und nicht Menschen drinnen gehaust hätten. Selbst in den Räumen, in denen notorisch russische Offiziere gewohnt haben, lag der Mist so hoch, daß zuerst die Mistgabel in Tätigkeit treten mußte. Möbel, Inventar, alles zerschlagen, die Fensterscheiben zertrümmert. Ich mußte den Brief gestern unterbrechen, da zu tun kam, und bis nachts 12 Uhr habe ich, über die Karte gebeugt, Dispositionen getroffen und Befehle ausgegeben. Bei der Batterie lebt es sich tausendmal ruhiger. Doch nun die Fortsetzung meines Berichtes. Den

Stammer der heimkehrenden Deute war zu traurig; da lag in den Ställen das Vieh krepirt, Schweine, so weit sie sich bewegen konnten, knabberten an den Eingeweiden der Kinder, die verhungert waren. Auf allen Wegen gerschoffene Gänge, und die Gossbunde hungerten überall herum, sich begierig an das Vieh machend. Die Russen haben vernichtet, was nicht mitnehmenstwert ihnen erschien. So hingen an den Bäumen in Schlingen die Hühner; Korn auf dem Palm war als Schüttung für die Pferde benutzt. Während der Besetzung dieser Gegend haben die Galunken hier gedroschen und dann sämtliches Getreide und landwirtschaftlichen Maschinen, auch die eleganten Möbel, nach Rußland geschafft. Der Anmarsch der Russen im November kam hier so schnell, daß sich zum Teil nur die Männer von 16 bis 45 Jahren in Sicherheit bringen konnten, wie es von der Regierung angeordnet war. Kinder und Frauen sowie Greise mußten zurückbleiben. Und wo sind sie geblieben? Alle Personen aus dieser stark bevölkerten Gegend sind nach Rußland verschickt! Sämtliche Frauen mit sämtlichen Kindern jeglichen Alters! Denken Sie sich diesen Jammer. Kleine Kinderchen wurden auf Schlitten geladen und abtransportiert. Das Herz tut einem weh, wenn man sich alles ausmalt, was die armen Mütter, die Kinder hier erlitten. Und als wir hier bei N. unsere Stellungen erkunden, gehen wir in die verlassensten Gehöfte — da, in einem Haus, als wir die Tür öffnen, blicken uns verstört zwei Kinderchen an! Ein Mädchen von 14 Jahren, das andere 9 Jahre alt. Wir fragen, wie sie hierhergekommen so ganz allein? Sie haben sich vor den Russen versteckt und haben nun Soldaten gesehen, die wie Deutsche aussahen, da sind sie nicht in den Keller gegangen. Die Mutter fort, der Großvater, 82 Jahre alt, fort, alle von den Russen mitgenommen. Sie nährten sich von Rüben, Kartoffeln und von Abfällen, die sie im Dorfe fanden. Nun ist für diese Kleinen gesorgt. Einen Anblick werde ich auch nie vergessen. Wir machten gerade unseren ersten Erkundungszug; natürlich alles tot, ausgestorben. Wir kommen bis hinter L. — da plötzlich in einer Wirtke rechts der Chauffee nach W. ein schauriger Anblick. In einer Höhe von etwa vier Meter hängt in einer Gabel des Baumes ein mächtiger Ochse, der uns mit verlassenen Augen anlockte. Erklärung: Bei einem Angriff auf die Unsrigen trieben die Russen der Minengefahr wegen Vieh vor sich her. Da plötzlich eine Explosion und eins der Tiere wird so in die Luft geschleudert, daß es gerade rücklings auf den Baum zu fliegen kommt. Bei einer Erkundungsfahrt nach L. heißt es plötzlich, als wir dort auf dem Marktplatz füttern wollen: „Alarm!“; die Russen greifen an. Unsere Kavallerie hat eine russische Brigade gemeldet. Und die Unsrigen waren, sage und schreibe . . . bedeutend schwächer, allerdings mit Artillerie, und nun piffen auch schon die Granaten und die Schrapnells. Nach 30stündigem schwerem Gefecht gaben die Galunken Ferkelgeld, nachdem sie starke Verluste erlitten. Überall an der Grenze sieht man jetzt auch auf russischem Gebiet brennende Dörfer und Gehöfte. —

Die Pariser Nachtdrosche. In einem wehmütig komischen Bilde fällt der Blouderer des „Journal des Débats“, der Skizzen von dem Paris bei Kriegszeit entwirft, seine Heimfahrt in einer Nachtdrosche fest: Man hat sich bei einem Besuch verspätet und die letzte Untergrundbahn veräumt. Wir sind zwei, der eine wohnt auf dem Montmartre, der andere nahe am Montparnasse; wir befinden uns in einer Allee des Bois. Alles ist tiefstes Schweigen und grenzenlose Einsamkeit. Da hört man plötzlich in der Ferne ein leises Rauseln; es wächst an, wird rhythmischer; ein müder Hufschlag klopf auf dem Asphalt, und die Laternen eines Wagens tauchen auf aus der Dunkelheit. Gott sei Dank, eine Drosche. Sie ist alt, sehr alt; auch der Lenker ist ein betagter Mann und sein Pferd von so durchdringender Schwächlichkeit, daß es sicherlich bereits mehrere Requisitionen als untauglich für den Heeresdienst und unbrauchbar zum Schlachten zurückgewiesen haben. Das Gefährt ist glücklicherweise leer und wir veranlassen es ohne große Mühe zum Galt. Schüchtern bringen wir unsere Bitte an, uns der Reihe nach bis an die beiden Berge zu fahren, die das Bild der großen Stadt begrenzen. Der Kutscher in seinem Pelz macht das wütendste Gesicht von der Welt, und das Pferd streift uns mit einem so abnungslosen Blick, daß man fast glauben möchte, es habe verstanden, worum es sich handelt, und fragen nun vorwurfsvoll: „Und das verlangen Sie von mir, meine Herren?“ Doch der wackere Rosslenker willigt ein, und wir bestiegen das Gefährt. Alleen folgen auf Alleen; sie sind von einer unendlichen Länge

und man fürchtet, daß sie überhaupt nicht aufhören. Das Pferd setzt vorsichtig Fuß um Fuß auf dem schmutzigen Pflaster; der alte Kasten rattert die eintönige Musik zu diesem langjammen Trotz; er seufzt und stöhnt in seinen Fugen. Wir werden durch und durch gerüttelt und sind doch an diese Art der Fortbewegung gar nicht mehr gewöhnt aus jenen glücklicheren Zeiten, da man nur im Auto fuhr. Ohne die dunkeln Schattenpiele, die sich vor den trüben Fensterseichen leicht hin und her bewegen, würde man glauben, man hätte eine Panne gehabt und säße in einer unbeweglichen Drosche, deren Kutscher in tiefen Schlaf gefallen und der ein totes Pferd vorgespannt ist. Aber schließlich kommt ja auch die Schnecke weiter, und so gelangen wir mit viel Geduld in die Stadt. Ja, Wunder des Wunders, wir kommen sogar bis zur Wohnung des einen, und nun muß der andere einsam die öde Weiterfahrt zurücklegen. Alles scheint gut zu gehen. Da, ein neues Unglück; man entdeckt, daß man nur noch einen 20-Franken-Schein bei sich hat. Die Frage, ob er wechseln könne, weist der Kutscher mit einem so entschlossenen Nein zurück, als ob man ihm einen 1000-Franken-Schein hinhielte. Wie sollte er 20 Franken an einem Tage verdient haben! Aber der gute Mann weiß Rat: „Warten Sie! Wir fahren zu einem Tabakgeschäft; das hat noch offen.“ „Was? Um 12?“ „Ja, am Boulevard Saint-Michel.“ Und nun geht die Reise wieder los. Das Tabakgeschäft ist wirklich noch offen, weil es keine alkoholischen Getränke verkauft und daher nicht schließen muß; man wechselt, und ich atme erleichtert auf. „Oh“, tröstet mich der Kutscher, „wenn der nicht hätte wechseln können dann wären wir eben weiter gefahren“, und triumphierend fügt er hinzu: „Ich weiß noch ein Tabakgeschäft, das auf hat in der Avenue Victor-Hugo!“

Guten Tag, Ayesha! Wir hatten zwar früher noch nicht das Vergnügen, deinen Namen zu kennen, aber dafür vergessen wir ihn auch nicht mehr. Auf Skreling, der Kolosinsel, sind 3 Offiziere und 47 Mann vergnügt beim Aufräumen mit der Junktionstation, während ihre „Emden“ draußen auf Kohlen wartet. Nauch am Horizont — da kommen die Kohlen wohl. Was, die „Emden“ dampft dem Rauche entgegen? Alle Wetter: der Feind ist's, ein Kampf beginnt! Und wir können nicht hin, nicht mithelfen! Die Kämpfenden dampfen hinaus und wieder heran und wieder hinaus in die Nacht. Die Munition der „Emden“ wird knapp! Der vordere Schornstein, der Bodmoß stürzt! Himmel; die „Emden“ kämpft ihren Todeskampf. Wie ist den Männern zumut gewesen, die das mit ansehen mußten? Aber damit, wie ihm zumut ist, gibt sich ein blauer Junge nicht länger ab, als bis er's runter hat. Als sich die Herzen mit Gespräch und Gesang, es ist zu vermuten unter reichlicher Würzung mit einigen grundaufrechten Klängen dazwischen, einigermaßen gestärkt haben, „sieh mal an“, bemerkt da einer, „da liegt doch ein Kasten im Hafen, der wäre ja immerhin besser als nichts, wenn wir ihn mit der Pinasse zusammenspannten?“ Und das helle Leutnantsköpfchen rüde aus Bittau schmiedet mit den anderen einen Plan. Haben wir nicht auf dem Schulschiff das Segeln gelernt? Hat nicht jeder seinen braven Ausfuß bei sich, und haben wir nicht außerdem zwei Maschinengewehre? An dein Berg, Ayesha, du annoch friedlicher alter Schoner — Die Ersap- „Emden“ wartet in dir — machen wir sie klar! Und jetzt geht auf ihr die alte Flagge der Pinasse hoch und der (fraget nicht woraus geschnittene) neue Wimpel. Stillgestanden und Salutieren, Ayesha ist deutsches Kriegsschiff geworden. Freilich, nur sehr so so eins. Wird man's ihm in den neutralen Häfen glauben? Wo sind doch gleich sein Kanzer, seine Drehtürme, seine Kanonen? Ein Glück aus der bescheidensten Schiffslamone von irgendwem drüben, und Ayesha wäre kein kaiserlich deutsches Kriegsschiff mehr, weil sie überhaupt nicht mehr wäre. Vorläufig aber: das deutsche Flottenlied war auf ihr, und das „Deutschland, Deutschland über alles“ war in den Herzen dort, und der heile Jugendgeist war mit ihr, als sie nun in die Weite zog. Um zu verschellen? Nein, dann und wann kam ein Zeichen: im Ozean spukt irgendwo etwas Deutsches herum, das schießen kann. Ja, vorgestern noch, aber heute? Wie viele dachten bei uns: Das wäre doch ein Wunder, wenn die Restmannschaft noch nicht weggeblasen oder weggeschwemmt wäre. Aber Wunder geschehen ja jetzt so viel. Freilich, die Gefahren! Immer wieder kam die Sorge seufzend darauf zu: sie liegen schon alle irgendwo unter See. Fast die letzte Hoffnung, soweit es eine Hoffnung war: die Warjaken sind irgendwo bei Neutralen entwaffnet unterge- troden oder sie sind feindlicherweise aufgegriffen und eingestreckt. So hingen die Wochen . . . Da landet man angesichts eines französischen Kriegsschiffes, das nichts merkt, bei guten Freunden an der arabischen Küste. Guten Tag, Ayesha!

(Aus dem 11. Hefte des Kunstwartes.)